

Ansprachen von Papst Benedikt XVI.

Ausgabe 66 05.07.2008

Inhalt

- **Papst Benedikt XVI.: Abrüstung betrifft jeden Menschen** - 10.04.
- **„Er ist auch unser Lehrer“: Papst Benedikt XVI. eröffnet das Paulusjahr** - Predigt am 28.06.
- **Predigt von Papst Benedikt XVI. am Hochfest Peter und Paul** - 29.06.
- **Papst Benedikt XVI. verweist auf Beispiel der neuen seligen Hendrina Stenmanns (1852-1903)** - 29.06.
- **Paulus-Jahr: Alle sind eingeladen, Missionare des Evangeliums zu sein** - Angelus am 29.06.
- **Die Liebe zu Christus, Ursprung der Sendung des Hirten** - 30.06.
- **Päpstliche Missionsgebetsmeinung für Juli gilt den Jugendlichen des Glaubensfestes in Sydney** - 30.06.
- **Von Paulus den Glauben, Christus und schließlich die Straße des rechten Lebens lernen** - 02.07.
- **Papst Benedikt XVI. beglückwünscht Gemeinschaft Cenacolo zum 25. Jahrestag ihrer Gründung** - 2.7.

Papst Benedikt XVI.: Abrüstung betrifft jeden Menschen
Grußbotschaft anlässlich einer Konferenz über Abrüstung,
Entwicklung und Frieden im Vatikan

ROM, 10. April 2008 - An den verehrten Mitbruder
Renato Raffaele Kardinal Martino
Präsident des Päpstlichen Rates für Gerechtigkeit und
Frieden

Mit großer Freude sende ich einen herzlichen Gruß an die Teilnehmer der vom Päpstlichen Rat für Gerechtigkeit und Frieden ausgerichteten Internationalen Studientagung zum Thema »Abrüstung, Entwicklung und Frieden. Perspektiven für eine allseitige Abrüstung« und bringe meine aufrichtige Anerkennung für diese so angebrachte Initiative zum Ausdruck. Ich versichere Sie, Herr Kardinal, und alle Teilnehmer meiner geistlichen Nähe.

Das Thema, das euren Reflexionen zugrunde liegt, ist äußerst aktuell. Die Menschheit ist in Wissenschaft und Technik zu einem außerordentlichen Fortschritt gelangt. Der menschliche Geist hat Früchte hervorgebracht, die vor nur wenigen Jahrzehnten noch undenkbar gewesen wären. Gleichzeitig gibt es in der Welt noch Gebiete, in denen sich die menschliche und materielle Entwicklung nicht auf einem angemessenen Niveau befindet; nicht wenige Völker und Personen entbehren der elementarsten Rechte und Freiheiten. Auch in den Teilen der Welt, in denen erhöhter Wohlstand zu verzeichnen ist, scheinen sich die Gebiete, in denen Ausgrenzung und Elend herrschen, auszuweiten. Der weltweite Globalisierungsprozeß hat zwar neue Horizonte eröffnet, gleichzeitig aber vielleicht noch nicht zu den erhofften Resultaten geführt. Und wenn die Menschheitsfamilie nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs mit der Gründung der »Organisation der Vereinten Nationen« eine große zivilisatorische Leistung erbracht hat, so macht die internationale Gemeinschaft heute gleichsam einen verunsicherten Eindruck. In verschiedenen Teilen der Welt halten Spannungen und Kriege an, und auch dort, wo man nicht die Tragödie des Krieges erlebt, sind dennoch Gefühle der Angst und der Unsicherheit weit verbreitet. Darüber hinaus machen Phänomene wie der Terrorismus auf weltweiter Ebene die Grenze zwischen Frieden und Krieg instabil und beeinträchtigen die Zukunftshoffnung der Menschheit erheblich.

Wie kann man diesen Herausforderungen begegnen? Wie kann man die »Zeichen der Zeit« erkennen? Gewiß ist

gemeinsames Handeln auf politischer, wirtschaftlicher und juristischer Ebene notwendig, aber zuvor bedarf es der gemeinsamen Reflexion auf moralischer und geistlicher Ebene; es erscheint immer dringlicher, einen »neuen Humanismus« zu fördern, der den Menschen erleuchtet, damit er sich selbst und den Sinn seines Weges in der Geschichte versteht. Äußerst aktuell ist in diesem Zusammenhang die Lehre des Dieners Gottes Papst Paul VI. und sein Vorschlag eines ganzheitlichen Humanismus, der »jeden Menschen und den ganzen Menschen im Auge haben« muß (Enzyklika *Populorum progressio*, 14). Die Entwicklung kann nicht nur auf wirtschaftliches Wachstum reduziert werden, sondern muß die moralische und geistliche Dimension mit einschließen. Ein echter ganzheitlicher Humanismus muß zugleich stets solidarisch sein, und die Solidarität ist eine der höchsten Ausdrucksformen des menschlichen Geistes, sie gehört zu seinen natürlichen Pflichten (vgl. Jak 2,15–16) und gilt sowohl für die Personen als auch für die Völker (vgl. Pastorale Konstitution *Gaudium et spes*, 14); von ihrer Umsetzung hängen die volle Entwicklung und der Frieden ab. Wenn der Mensch nämlich nur dem materiellen Wohlstand nachstrebt und im eigenen Ich verschlossen bleibt, versperrt er sich selbst den Weg zur vollen Verwirklichung und zum wahren Glück.

Auf eurer Studientagung denkt ihr über drei voneinander abhängige Elemente nach: über Abrüstung, Entwicklung und Frieden. Ohne die Entwicklung einer jeden Person und eines jeden Volkes ist ein echter und dauerhafter Friede in der Tat nicht vorstellbar. Paul VI. sagte, daß »Entwicklung gleichbedeutend ist mit Frieden« (*Populorum progressio*, 87). Auch ein Rüstungsabbau ist nicht denkbar, wenn man vorher nicht die Gewalt an der Wurzel ausrottet, wenn sich also der Mensch nicht entschieden an der Suche nach dem Frieden, nach dem Guten und dem Gerechten ausrichtet. Der Krieg hat wie jede Form des Übels seinen Ursprung im Herzen des Menschen (Mt 15,19; Mk 7,20–23). In diesem Sinn betrifft die Abrüstung nicht nur die Bewaffnung der Staaten, sondern jeden Menschen. Jeder ist aufgerufen, das eigene Herz zu entwaffnen und überall Friedensstifter zu sein.

Solange die Gefahr eines Angriffs vorhanden ist, ist die Bewaffnung der Staaten aus Gründen der Notwehr erforderlich, die zu den unveräußerlichen Rechten der Staaten gehört und auch mit der Pflicht derselben verbunden ist, die Sicherheit und den Frieden der Völker zu

verteidigen. Dennoch ist nicht jedes Niveau an Rüstung als rechtmäßig anzusehen, weil »ein Staat nur die zu seiner Notwehr notwendigen Waffen besitzen darf« (Päpstlicher Rat für Gerechtigkeit und Frieden, Der internationale Waffenhandel. Eine ethische Reflexion, 21. Juni 1994, S.15). Der Verstoß gegen dieses »Prinzip der Suffizienz« führt zu dem Widersinn, daß die Staaten für das Leben und den Frieden der Völker, die sie verteidigen wollen, eine Gefahr darstellen und die Rüstung von einer Garantie des Friedens zu einer tragischen Kriegsvorbereitung zu werden droht.

Auch zwischen Abrüstung und Entwicklung besteht eine enge Beziehung. Die enormen materiellen und menschlichen Ressourcen, die in die militärischen Ausgaben und in die Rüstung einfließen, werden nämlich den Entwicklungsprojekten der Völker, besonders der ärmsten und hilfsbedürftigsten, entzogen. Und das verstößt gegen die Charta der Vereinten Nationen, die die internationale Gemeinschaft und insbesondere die Staaten verpflichtet, »die Herstellung und Wahrung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit so zu fördern, daß von den menschlichen und wirtschaftlichen Hilfsquellen der Welt möglichst wenig für Rüstungszwecke abgezweigt wird« (Art. 26). Tatsächlich forderte bereits Paul VI. im Jahre 1964 die Staaten auf, die Rüstungsausgaben zu senken und mit den so gewonnenen Mitteln einen Weltfonds zu schaffen, der für Entwicklungsprojekte der ärmsten und notleidenden Personen und Völker bestimmt ist (vgl. *Messaggio al mondo affidato ai giornalisti*, 4. Dezember 1964). Es zeigt sich jedoch, daß Waffenproduktion und Waffenhandel immer mehr zunehmen und eine führende Rolle in der Weltwirtschaft spielen. Es besteht sogar die Tendenz zur Überlagerung von ziviler und militärischer Wirtschaft, wie die anhaltende Verbreitung von »Dual-Use«-Gütern und den entsprechenden Erkenntnissen – also von Gütern und Erkenntnissen, die sowohl im zivilen als auch im militärischen Bereich genutzt werden können – zeigt. Das ist eine ernste Gefahr im biologischen, chemischen und nuklearen Bereich, in denen die zivilen Programme niemals sicher sein werden ohne einen allgemeinen und vollkommenen Verzicht auf militärische und feindliche Programme. Ich erneuere daher den Appell an die Staaten, die Rüstungsausgaben zu senken und die Idee, einen für Projekte zur friedlichen Entwicklung der Völker bestimmten Weltfonds zu schaffen, ernsthaft in Betracht zu ziehen.

Ebenso gibt es eine enge Beziehung zwischen Entwicklung und Frieden, dies in einem zweifachen Sinn. Es kann nämlich Kriege geben, die durch schwere Menschenrechtsverletzungen, Ungerechtigkeit und Elend ausgelöst werden, man darf jedoch nicht die Gefahr wirklicher »Wohlstandskriege« außer acht lassen, die vom Willen zur Expansion oder zur Wahrung der wirtschaftlichen Macht verursacht werden und auf Kosten anderer gehen. Der rein materielle Wohlstand ohne eine entsprechende moralische und geistliche Entwicklung kann den Menschen so sehr blenden, daß er dazu getrieben wird, seinen eigenen Bruder zu töten (vgl. Jak 4,1ff.). Noch dringender als in der Vergangenheit ist heute ein entschiedenes Eintreten der internationalen Gemeinschaft für den Frieden notwendig. Auf wirtschaftlicher Ebene

müssen die Bemühungen dahin gehen, daß sich die Wirtschaft am Dienst am Menschen, an der Solidarität und nicht nur am Gewinn orientiert. Auf juristischer Ebene sind die Staaten dazu aufgerufen, erneuerten Einsatz zu zeigen, insbesondere für die Beachtung der geltenden internationalen Abrüstungs- und Rüstungskontrollverträge für alle Arten von Waffen und für die Ratifizierung und somit das Inkrafttreten bereits angenommener Entwürfe, wie des Kernwaffenteststopp-Vertrags, sowie für den Erfolg derzeit laufender Verhandlungen – wie die Verhandlungen über das Verbot von Streumunition, über den Handel mit konventionellen Waffen oder über spaltbares Material. Schließlich müssen alle Kräfte gegen die Verbreitung von Leicht- und Kleinkaliberwaffen aufgeboten werden, die lokale Kriege und urbane Gewalt fördern und jeden Tag auf der ganzen Welt den Tod zu vieler Menschen verursachen.

Die verschiedenen Probleme technischer Natur werden sich jedoch schwerlich ohne eine Bekehrung des Menschen zum Guten auf kultureller, moralischer und geistlicher Ebene lösen lassen. Jeder Mensch ist in jeder Lebenslage aufgerufen, sich zum Guten zu bekehren und den Frieden zu suchen – im eigenen Herzen, mit dem Nächsten und in der Welt. In diesem Sinn bleibt die Lehre des seligen Papstes Johannes XXIII. stets gültig, der deutlich auf das Ziel einer allseitigen Abrüstung hingewiesen hat, indem er sagte, daß »das Ablassen von der Rüstungssteigerung, die wirksame Abrüstung oder – erst recht – die völlige Beseitigung der Waffen so gut wie unmöglich sind, wenn dieser Abschied von den Waffen nicht allseitig ist und auch die Gesinnung erfaßt, das heißt, wenn sich nicht alle einmütig und aufrichtig Mühe geben, daß die Furcht und die angstvolle Erwartung eines Krieges aus den Herzen gebannt werden« (Enzyklika *Pacem in terris*, 61). Gleichzeitig darf man die Auswirkungen der Rüstung auf die innere Verfassung und das Verhalten des Menschen nicht übersehen. Die Waffen geben nämlich ihrerseits leicht der Gewalt Nahrung. Diesen Aspekt brachte Paul VI. in seiner Ansprache an die Generalversammlung der Vereinten Nationen von 1965 sehr deutlich zur Sprache. An jener Stätte, an die auch ich mich in den nächsten Tagen begeben werde, sagte er: »Die Waffen, besonders jene schrecklichen, die die moderne Wissenschaft euch gegeben hat, lassen Tote und Ruinen zurück. Zunächst jedoch nähren sie böse Träume und schlechte Gesinnungen, lassen sie Alpträume, Mißtrauen und böse Absichten aufkommen, verlangen sie enorme Ausgaben, bringen sie Projekte zum Stillstand, die der Solidarität und der nutzbringenden Arbeit dienen, verfälschen sie das Denken und Empfinden der Völker« (Nr. 5).

Wie meine Vorgänger mehrmals bekräftigt haben, ist der Friede ein Geschenk Gottes, ein kostbares Geschenk, das auch mit menschlichen Mitteln gesucht und bewahrt werden muß. Dazu müssen alle beitragen, und eine gemeinschaftliche Verbreitung der Kultur des Friedens sowie eine gemeinsame Erziehung zum Frieden – vor allem der jungen Generationen, gegenüber denen die Erwachsenen eine schwerwiegende Verantwortung tragen – werden immer notwendiger. Die Pflicht eines jeden Menschen zum Aufbau des Friedens hervorzuheben bedeutet im Übrigen nicht, die Existenz eines echten Menschenrechts auf den Frieden außer acht zu lassen. Dieses ist ein unveräußerliches Grundrecht,

von dem die Wahrnehmung aller anderen Rechte abhängt. Der hl. Augustinus schrieb: »Denn solch großes Gut ist der Frieden, daß man auch im Bereich der irdischen und vergänglichen Dinge nichts Lieberes hören, nichts Erwünschteres begehren, endlich auch nichts Besseres finden kann« (Vom Gottesstaat, 19,11).

Herr Kardinal und alle Teilnehmer dieser Studententagung, wenn man den Blick auf die konkreten Situationen richtet, in denen die Menschheit heute lebt, könnte man zu Recht von Mutlosigkeit und Resignation ergriffen werden: In den internationalen Beziehungen scheinen manchmal Mißtrauen und Einsamkeit die Oberhand zu haben; die Völker fühlen sich in gegnerische Lager gespalten. Ein totaler Krieg droht aus einer schrecklichen Prophezeiung zur tragischen Realität zu werden. Der Krieg ist jedoch niemals unvermeidlich, und der Friede ist immer möglich. Ja, er ist sogar geboten! Der Augenblick ist gekommen, den Lauf der Geschichte zu ändern, das Vertrauen wiederzuerlangen, den Dialog zu pflegen, die Solidarität zu nähren. Das sind die edlen Ziele, die die Gründer der Organisation der Vereinten Nationen, einer wahren Erfahrung der Freundschaft unter den Völkern, vor Augen hatten. Vom Einsatz aller hängt die Zukunft der Menschheit ab. Nur wenn sie einen ganzheitlichen und solidarischen Humanismus anstrebt, in dessen Kontext auch die Frage der Abrüstung eine ethische und geistliche Natur annimmt, kann die Menschheit auf den erhofften wahren und dauerhaften Frieden zugehen. Dies ist gewiß kein einfacher Weg, der überdies Gefahren unterworfen ist, wie mein verehrter Vorgänger Paul VI. vor nunmehr bereits 30 Jahren in der Botschaft an die Erste Sondersitzung der Generalversammlung der Vereinten Nationen über die Abrüstung sagte: »Der Weg, der zum Aufbau einer neuen internationalen Ordnung führt, die in der Lage ist, die Kriege und ihre Ursachen auszurotten und so die Waffen überflüssig zu machen, wird nicht kurz sein« (Nr. 6). Die Gläubigen finden Halt im Wort Gottes, das uns zum Glauben und zur Hoffnung ermutigt, im Hinblick auf den endgültigen Frieden im Reich Gottes: Dort »begegnen einander Huld und Treue; Gerechtigkeit und Friede küssen sich« (Ps 85,11). Mit innigem Gebet erleben wir daher von Gott das Geschenk des Friedens für die ganze Menschheit. Mit diesen Empfindungen spreche ich dem Päpstlichen Rat für Gerechtigkeit und Frieden erneut meine Anerkennung dafür aus, daß er die gegenwärtige Studententagung über ein so heikles und dringliches Thema ins Leben gerufen und ausgerichtet hat. Ich versichere ein besonderes Gebetsgedenken für ein gutes Gelingen der Arbeiten und sende von Herzen allen einen besonderen Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, am 10. April 2008

BENEDICTUS PP. XVI

* * *

„Er ist auch unser Lehrer“: Papst Benedikt XVI. eröffnet das Paulusjahr

Predigt während des Vespertagesdienstes in Sankt Paul vor den Mauern

ROM, 28. Juni 2008 - Eure Heiligkeit und sehr geehrte Mitglieder der brüderlichen Delegation, meine Herren Kardinäle, verehrte Mitbrüder im bischöflichen und im priesterlichen Dienst, liebe Schwestern und Brüder!

Wir sind am Grab des heiligen Paulus versammelt, der vor 2.000 Jahren in Tarsus in Kilikien, in der heutigen Türkei geboren wurde. Wer war Paulus? Vor der aufgeregten Menschenmenge im Tempel zu Jerusalem, die ihn hatte töten wollen, stellt er sich selber mit diesen Worten vor: „Ich bin ein Jude, geboren in Tarsus in Kilikien, hier in dieser Stadt (Jerusalem) erzogen, zu Füßen Gamaliëls genau nach dem Gesetz der Väter ausgebildet, ein Eiferer für Gott...“ (Apg 22, 3). Am Ende seiner Wege sagt er über sich: „Ich wurde eingesetzt... als Lehrer der Völker im Glauben und in der Wahrheit“ (1 Tim 2, 7; vgl. 2 Tim 1, 11). Lehrer der Völker – Apostel und Verkünder Jesu Christi nennt er sich im Rückblick auf seinen Lebensweg. Aber der Blick geht dabei nicht nur in die Vergangenheit. Lehrer der Völker – dieses Wort öffnet sich in die Zukunft hinein auf alle Völker und Generationen hin. Paulus ist für uns nicht eine Gestalt der Vergangenheit, derer wir achtungsvoll gedenken. Er ist auch unser Lehrer, auch für uns Apostel und Verkünder Jesu Christi.

Wir sind also versammelt, nicht um über vergangene Geschichte nachzudenken, die unwiderruflich vorbei ist. Paulus will mit uns reden – heute. Dazu habe ich dieses besondere „Paulusjahr“ ausgerufen: damit wir ihm zuhören und von ihm als unserem Lehrer jetzt „den Glauben und die Wahrheit“ erlernen, in denen die Gründe für die Einheit unter den Jüngern Christi verwurzelt sind. Unter diesem Gesichtspunkt habe ich anlässlich des 2000-Jahr-Jubiläums der Geburt des Apostels eine besondere „Paulus-Flamme“ entzündet, die während des ganzen Jahres in einem speziellen Kohlenbecken im Atrium der Basilika brennen wird. Zur Feier dieses Gedenktages habe ich auch die sogenannte „Paulus-Tür“ eingeweiht, durch die ich in Begleitung des Patriarchen von Konstantinopel, des Kardinal-Erzpriesters und anderer kirchlicher Autoritäten eingezogen bin. Es ist mir eine tief empfundene Freude, daß die Eröffnung des „Paulusjahres“ durch die Anwesenheit zahlreicher Delegierter und Vertreter anderer Kirchen und kirchlicher Gemeinschaften, die ich mit offenem Herzen empfangen, auch einen besonderen ökumenischen Charakter trägt. An erster Stelle begrüße ich Seine Heiligkeit, den Patriarchen Bartholomäus I. und die Mitglieder der ihn begleitenden Delegation sowie die große Gruppe von Laien, die aus verschiedenen Teilen der Erde nach Rom gekommen sind, um mit ihm und mit uns allen diese Momente des Gebetes und der Reflexion zu erleben. Ich begrüße die brüderlichen Delegierten der Kirchen, die eine besondere Verbindung zum Apostel Paulus haben – Jerusalem, Antiochien, Zypern, Griechenland – und die das geographische Umfeld des Lebens des Apostels vor seinem Eintreffen in Rom bilden. Herzlich begrüße ich auch die

Brüder der verschiedenen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften aus Ost und West, zusammen mit Ihnen allen, die Sie gekommen sind, um an dieser feierlichen Eröffnung des „Jahres“ teilzunehmen, das dem Völkerapostel gewidmet ist.

Fragen wir also nicht nur: Wer war Paulus? Fragen wir vor allem: Wer ist Paulus? Was sagt er mir? Ich möchte in dieser Stunde, am Anfang des „Paulusjahres“, das wir hier eröffnen, drei Texte aus dem reichen Zeugnis des Neuen Testaments herausgreifen, in denen seine innere Physiognomie, das Eigentliche seines Wesens erscheint. Im Brief an die Galater hat er uns ein ganz persönliches Glaubensbekenntnis geschenkt, in dem er vor den Lesern aller Zeiten sein Herz auftut – sagt, was die innerste Triebkraft seines Lebens ist. „... Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat“ (2, 20). Alles, was Paulus tut, geschieht von dieser Mitte her. Sein Glaube ist die Erfahrung des ganz persönlichen Geliebtseins von Jesus Christus; er ist Wissen darum, daß Christus nicht irgendwie ins Allgemeine hinein gestorben ist, sondern ihn – Paulus – geliebt hat und als Auferstandener ihn heute liebt; daß er für ihn sich gegeben hat. Sein Glaube ist das Getroffensein von der Liebe Jesu Christi, die ihn bis ins Innerste erschüttert und umwandelt. Sein Glaube ist nicht eine Theorie, nicht eine Meinung über Gott und die Welt. Sein Glaube ist das Auftreffen der Liebe Gottes in seinem Herzen. Und so ist dieser Glaube selbst Liebe zu Jesus Christus.

Paulus wird von vielen vor allem als streitbarer Mann hingestellt, der das Schwert des Wortes zu führen weiß. In der Tat, an Auseinandersetzungen hat es auf seinem Weg als Apostel nicht gefehlt. Er hat nicht nach oberflächlicher Harmonie gesucht. In dem ersten seiner Briefe, der an die Thessalonicher ging, sagt er selber: „Wir haben... das Evangelium Gottes trotz harter Kämpfe freimütig und furchtlos bei euch verkündet... Nie haben wir mit unseren Worten zu schmeicheln versucht, das wißt ihr“ (1 Thess 2, 2. 5). Die Wahrheit war ihm zu groß, als daß er bereit gewesen wäre, sie für den äußeren Erfolg zu opfern. Die Wahrheit, die er in der Begegnung mit dem Auferstandenen erfahren hatte, war ihm des Streites, der Verfolgung, des Leidens wert. Aber was ihn zuinnerst trieb, war das Geliebtsein von Jesus Christus und das Weitergeben dieser Liebe. Paulus war ein Liebender, und all sein Wirken und Leiden erklärt sich nur von dieser Mitte her. Die tragenden Grundbegriffe seiner Verkündigung sind einzig von da aus zu verstehen. Nehmen wir uns nur eines seiner Herzworte vor: die Freiheit. Die Erfahrung des radikalen Geliebtseins von Christus hatte ihm die Wahrheit und den Weg der menschlichen Existenz sichtbar gemacht – alles war darin enthalten. Paulus war frei als ein von Gott Geliebter und von ihm her Mitliebender. Diese Liebe ist nun das „Gesetz“ seines Lebens und eben so die Freiheit seines Lebens. Er spricht und handelt aus der Verantwortung der Liebe heraus. Freiheit und Verantwortung sind hier untrennbar eins. Weil er in der Verantwortung der Liebe steht, ist er frei; weil er ein Liebender ist, lebt er ganz in der Verantwortung dieser Liebe und nimmt Freiheit nicht als Deckmantel für Willkür und Egoismus. Aus dem gleichen Geist heraus hat der heilige Augustinus das berühmt gewordene Wort formuliert: Dilige et quod vis fac (Tract 1 Joa 7, 7 - 8) – liebe und tue,

was du willst. Wer Christus wie Paulus liebt, kann in der Tat tun, was er will, weil seine Liebe dem Willen Christi und so dem Willen Gottes geeint ist – weil sein Wille festgemacht ist in der Wahrheit und weil sein Wille nicht mehr der bloße Eigenwille, die Willkür des autonomen Ich ist, sondern hineingenommen ist in die Freiheit Gottes und von ihr her den Weg empfängt.

Auf der Suche nach der inneren Physiognomie des heiligen Paulus möchte ich an zweiter Stelle an das Wort erinnern, das der auferstandene Christus auf dem Weg nach Damaskus an ihn gerichtet hat. Der Herr ruft ihm zuerst zu: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“ Auf die Frage hin: „Wer bist du, Herr?“ erfolgt die Antwort: „Ich bin Jesus, den du verfolgst“ (Apg 9, 4f). Indem Saulus die Kirche verfolgt, verfolgt er Jesus selbst. „Du verfolgst mich.“ Jesus identifiziert sich mit der Kirche in einem einzigen Subjekt. In diesem Ruf des Auferstandenen, der das Leben des Saulus umwandelte, ist im Grund schon die ganze Lehre von der Kirche als Leib Christi enthalten. Christus hat sich nicht in den Himmel zurückgezogen und auf Erden eine Schar von Anhängern zurückgelassen, die „seine Sache“ weiter betreiben. Die Kirche ist nicht ein Verein, der eine bestimmte Sache voranbringen will. In ihr geht es nicht um eine Sache. In ihr geht es um die Person Jesu Christi, der auch als Auferstandener Fleisch geblieben ist. Er hat „Fleisch und Knochen“ (Lk 24, 39), so sagt es der Auferstandene bei Lukas zu den Jüngern, die ihn für einen Geist gehalten hatten. Er hat Leib. Er ist selbst da in seiner Kirche, „Haupt und Leib“ ein einziges Subjekt, wird Augustinus sagen. „Wißt ihr nicht, daß eure Leiber Glieder Christi sind?“ schreibt Paulus an die Korinther (1 Kor 6, 15). Er fügt hinzu: Wie Mann und Frau nach der Genesis miteinander ein Fleisch werden, so wird Christus mit den Seinen ein Geist, das heißt ein einziges Subjekt in der neuen Welt der Auferstehung (1 Kor 6, 16ff). In alledem scheint das eucharistische Geheimnis durch, in dem Christus immerfort seinen Leib schenkt und uns zu seinem Leib macht: „Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi? Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib; denn wir alle haben teil an dem einen Brot“ (1 Kor 10, 16f). Mit diesem Wort redet uns in dieser Stunde nicht nur Paulus, sondern der Herr selber an: Wie konntet ihr meinen Leib zerreißen? Vor dem Angesicht Christi wird dieses Wort zugleich zur dringlichen Bitte: Führe uns zusammen aus allen Trennungen. Laß es heute neu Wirklichkeit werden: Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib. Das Wort von der Kirche als Leib Christi ist für Paulus nicht irgendein beliebiger Vergleich. Es geht weit über einen Vergleich hinaus. „Warum verfolgst du mich?“ Immerfort zieht uns Christus in seinen Leib hinein, baut seinen Leib von der eucharistischen Mitte her auf, die für Paulus Zentrum christlicher Existenz ist, von der aus alle und jeder einzelne ganz persönlich erfahren darf: Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben.

Ans Ende möchte ich ein spätes Wort des heiligen Paulus stellen, einen Zuruf an Timotheus vom Gefängnis her im Angesicht des Todes. „Leide mit mir für das Evangelium“, sagt der Apostel zu seinem Schüler (2 Tim 1, 8). Dieses Wort, das wie ein Testament am Ende der Wege des Apostels steht, weist zurück auf den Anfang seiner Sendung. Während Saulus nach der Begegnung mit dem

Auferstandenen blind in seiner Wohnung in Damaskus weilte, erhielt Hananias den Auftrag, zu dem gefürchteten Verfolger zu gehen und ihm die Hände aufzulegen, damit er wieder sehe. Auf den Einwand des Hananias hin, daß dieser Saulus ein gefährlicher Christenverfolger sei, ergeht die Antwort: „Dieser Mann... soll meinen Namen vor Völker und Könige... tragen. Ich werde ihm auch zeigen, wieviel er für meinen Namen leiden muß..." (Apg 9, 15f). Der Auftrag zur Verkündigung und die Berufung zum Leiden für Christus gehören untrennbar zusammen. Die Berufung zum Lehrer der Völker ist zugleich und in sich selbst eine Berufung zum Leiden in der Gemeinschaft mit Christus, der uns durch sein Leiden erlöst hat. Die Wahrheit kostet Leiden in einer Welt, in der die Lüge Macht hat. Wer dem Leiden ausweichen, es von sich fernhalten will, der weicht dem Leben und seiner Größe selber aus; er kann nicht Diener der Wahrheit und so des Glaubens sein. Liebe gibt es nicht ohne Leid – ohne das Leid des Verzichts auf sich selbst, der Umwandlung und Reinigung des Ich in die wahre Freiheit hinein. Wo nichts ist, das des Leidens wert wäre, da verliert auch das Leben selbst seinen Wert. Die Eucharistie – die Mitte unseres Christseins – beruht auf der Hingabe Jesu Christi für uns, sie ist aus der Passion der Liebe geboren, die im Kreuz ihren Höhepunkt fand. Von dieser sich schenkenden Liebe leben wir. Sie gibt uns den Mut und die Kraft, mit Christus und für ihn in dieser Welt zu leiden, wissend, daß gerade so unser Leben groß und reif und wahr wird. Aus allen Briefen des heiligen Paulus sehen wir, wie sich in seinem Weg als Lehrer der Völker die Vorhersage erfüllt hat, die in der Stunde seiner Berufung an Hananias ergangen war: „Ich werde ihm zeigen, wieviel er für meinen Namen leiden muß." Sein Leiden beglaubigt ihn als Lehrer der Wahrheit, der nicht seinen Gewinn, seinen Ruhm, seine eigene Erfüllung sucht, sondern für den einsteht, der uns alle geliebt und sich für uns hingegeben hat.

In dieser Stunde danken wir dem Herrn dafür, daß er Paulus gerufen und ihn zum Licht für die Völker, zum Lehrer für uns alle gemacht hat und bitten ihn: Schenke uns auch heute Zeugen der Auferstehung, die von deiner Liebe getroffen sind und das Licht des Evangeliums in unsere Zeit hineinzutragen vermögen. Heiliger Paulus, bitte für uns. Amen.

* * *

Predigt von Papst Benedikt XVI. am Hochfest Peter und Paul

„Einheit von innen, die aus dem Frieden Gottes kommt" -
die bleibende Petrusendung

ROM, 29. Juni 2008 - Eure Heiligkeit und sehr geehrte Mitglieder der brüderlichen Delegation, meine Herren Kardinäle, verehrte Mitbrüder im bischöflichen und priesterlichen Dienst, liebe Schwestern und Brüder!

Seit ältesten Zeiten feiert die Kirche von Rom das Fest der großen Apostel Petrus und Paulus als ein einziges Fest, am selben Tag, dem 29. Juni. Durch ihr Martyrium in Rom sind sie zu Brüdern geworden, zusammen die Gründer des neuen christlichen Rom. Als solche besingt sie der auf Paulinus von Aquileja (+ 806) zurückgehende Hymnus der zweiten Vesper: „O Roma felix - glückliches Rom,

purpurgeschmückt durch das kostbare Blut so großer Fürsten. Du ragst hinaus über alle Schönheit der Welt, nicht durch dein eigenes Lob, sondern durch das Verdienst der Heiligen, die du mit blutigem Schwert getötet hast". Das Blut der Märtyrer schreit nicht nach Rache, sondern es versöhnt. Es steht nicht als Anklage da, sondern als „goldenes Licht", wie der Hymnus der ersten Vesper sagt: als Kraft der Liebe, die den Haß und die Gewalt überwindet und so eine neue Stadt, neue Gemeinschaft gründet. Durch ihr Martyrium gehören sie nun – Petrus und Paulus – zu Rom: Durch das Martyrium ist auch Petrus zum römischen Bürger für immer geworden. Durch das Martyrium, durch ihren Glauben und ihre Liebe zeigen sie, wo die wahre Hoffnung ist, und sind Gründer einer neuen Art von Stadt, die immer neu sich bilden muß inmitten der alten menschlichen Stadt, die von den Gegengewichten der Sünde und der Eigensucht der Menschen bedroht bleibt.

Durch ihr Martyrium gehören Petrus und Paulus für immer zueinander. Ein Lieblingsbild der christlichen Ikonographie ist die Umarmung der beiden Apostel auf dem Weg zum Martyrium. Wir dürfen sagen: Ihr Martyrium selbst ist im tiefsten der Vorgang einer brüderlichen Umarmung. Sie sterben für den einen Christus und sind eins in dem gemeinsamen Zeugnis, für das sie ihr Leben hingeben. In den Schriften des Neuen Testaments können wir aber gleichsam die Geschichte ihrer Umarmung, dieses Einswerden in Zeugnis und Auftrag verfolgen. Es beginnt damit, daß Paulus drei Jahre nach seiner Bekehrung nach Jerusalem geht, „um Kephas kennenzulernen" (Gal 1, 18). Vierzehn Jahre danach steigt er noch einmal nach Jerusalem hinauf, um den „Angesehenen" das Evangelium vorzulegen, wie er es verkündigt, „damit ich nicht ins Leere laufe oder gelaufen bin" (Gal 2, 1f). Diese Begegnung endet damit, daß ihm Jakobus, Kephas und Johannes die Hand reichen und so die Communio bekräftigen, die sie im einen Evangelium Jesu Christi verbindet (Gal 2, 9). Ich finde es als ein schönes Zeichen dieser wachsenden inneren Umarmung, die in aller Verschiedenheit der Temperamente und der Aufträge vor sich geht, daß die Mitarbeiter, die Petrus am Ende seines ersten Briefes erwähnt, ebenso enge Mitarbeiter des heiligen Paulus sind: Silvanus und Markus. In der Gemeinsamkeit der Mitarbeiter wird die Gemeinsamkeit der einen Kirche, die Umarmung der großen Apostel ganz konkret sichtbar.

Wenigstens zweimal sind sich Petrus und Paulus in Jerusalem begegnet; am Ende mündet ihrer beider Weg in Rom. Warum? Ist das mehr als ein Zufall? Liegt darin eine bleibende Botschaft? Paulus ist als Gefangener nach Rom gekommen, aber zugleich als römischer Bürger, der als solcher nach seiner Verhaftung in Jerusalem Berufung an den Kaiser eingelegt hatte und zu dessen Gericht gebracht wurde. Paulus ist aber noch in einem tieferen Sinn freiwillig nach Rom gekommen. Er war Rom schon durch den größten seiner Briefe innerlich entgegengegangen: An die Kirche in Rom hat er das Schreiben gerichtet, das am meisten die Synthese seiner ganzen Verkündigung und seines Glaubens ist. In der Grußadresse des Briefes sagt er, daß vom Glauben der Christen zu Rom alle Welt spricht, daß dieser Glaube also als vorbildlich in der ganzen Welt bekannt ist (Röm 1, 8). Und dann schreibt er: „Ihr sollt wissen, Brüder, daß ich mir schon oft vorgenommen habe, zu euch zu kommen, aber bis heute daran gehindert wurde" (1, 13). Am Schluß des

Briefes greift er diesen Faden wieder auf und spricht nun von seinem Plan, nach Spanien zu reisen. „Auf dem Weg dorthin hoffe ich euch zu sehen und dann von euch für die Weiterreise ausgerüstet zu werden, nachdem ich mich einige Zeit an euch erfreut habe“ (15, 24). „Ich weiß aber, wenn ich zu euch komme, werde ich mit der Fülle des Segens Christi kommen“ (15, 29). Zweierlei wird hier sichtbar: Rom ist für Paulus eine Etappe auf dem Weg nach Spanien, das heißt nach seinem Weltbild ans Ende der Erde. Er sieht es als seine Sendung an, den Auftrag Christi wahr zu machen, das Evangelium bis ans Ende der Welt zu tragen. In diesen Weg hinein gehört Rom. Während er sonst nur an Orte geht, in denen das Evangelium noch nicht verkündet ist, ist Rom eine Ausnahme. Er findet dort eine Kirche vor, von deren Glauben die Welt spricht. Der Weg nach Rom gehört in die Universalität seiner Sendung zu allen Völkern hinein. Der Weg nach Rom, den er vor der äußeren Fahrt inwendig schon mit seinem Brief gegangen war, ist ein wesentlicher Teil seines Auftrags, das Evangelium zu allen Völkern zu bringen – die katholische, die weltweite Kirche zu gründen. Das Gehen nach Rom ist für ihn Ausdruck der Katholizität seiner Sendung. Rom soll den Glauben für alle Welt sichtbar machen, der Ort der Begegnung im einen Glauben sein.

Aber warum ist Petrus nach Rom gegangen? Das Neue Testament sagt uns direkt darüber nichts. Aber es gibt uns Fingerzeige. Das Evangelium des heiligen Markus, das wir als Niederschlag der Predigt des heiligen Petrus betrachten dürfen, läuft von innen her auf den Augenblick zu, in dem der römische Hauptmann angesichts des am Kreuz gestorbenen Jesus Christus sagt: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn“ (Mk 15, 39). Am Kreuz wird das Geheimnis Jesu Christi offenbar. Unter dem Kreuz wird die Kirche der Heiden geboren: Der Hauptmann des römischen Hinrichtungskommandos erkennt Christus, den Sohn Gottes. Die Apostelgeschichte schildert uns als entscheidende Etappe für den Weg des Evangeliums in die Welt der Heiden die Geschichte von Kornelius, dem Hauptmann der italischen Kohorte. Der Hauptmann läßt auf eine Weisung Gottes hin nach Petrus schicken, und Petrus geht seinerseits einem göttlichen Auftrag folgend in dessen Haus und predigt. Während er redet, kommt der Heilige Geist über die versammelte Hausgemeinschaft und Petrus sagt: „Kann jemand denen das Wasser zur Taufe verweigern, die ebenso wie wir den Heiligen Geist empfangen haben?“ (Apg 10, 47). So wird Petrus auf dem Apostelkonzil zum Fürsprecher für die Kirche der Heiden, die des Gesetzes nicht bedürfen, weil Gott „ihre Herzen durch den Glauben gereinigt hat“ (Apg 15, 9). Gewiß, Paulus sagt im Galater-Brief, daß Gott dem Petrus die Kraft zum Aposteldienst unter den Beschnittenen, ihm, Paulus, aber für den Dienst unter den Heiden gegeben habe (2, 8). Aber diese Aufteilung konnte nur gelten, solange Petrus mit den Zwölfen in Jerusalem weilte in der Hoffnung, ganz Israel werde sich zu Christus bekennen. Angesichts der weitergehenden Entwicklung erkannten die Zwölf die Stunde, in der auch sie aufzubrechen hatten in die ganze Welt, um ihr das Evangelium zu verkünden. Petrus, der zuerst auf Gottes Weisung hin die Tür für die Heiden aufgetan hatte, überläßt nun den Vorsitz der judenchristlichen Kirche Jakobus dem Jüngeren, um sich seiner eigentlichen Sendung zu widmen: dem Dienst an der Einheit der einen aus Juden und Heiden gebildeten Kirche Gottes. Die Sehnsucht des heiligen

Paulus, nach Rom zu gehen, unterstreicht – wie wir gesehen haben – besonders das Wort „catholica“ am Wesen der Kirche. Der Weg des heiligen Petrus nach Rom als Verkörperung der Weltvölker steht vor allem unter dem Wort „una“: Sein Auftrag ist es, die Einheit der catholica, der Kirche aus Juden und Heiden, der Kirche aus allen Völkern zu wirken. Und dies ist die bleibende Sendung des Petrus: daß Kirche nie nur mit einer Nation, mit einer Kultur oder einem Staat identisch sei. Daß sie immer die Kirche aller ist. Daß sie über alle Grenzen hin die Menschheit zusammenführt, inmitten der Trennungen dieser Welt den Frieden Gottes, die versöhnende Kraft seiner Liebe gegenwärtig werden läßt. Heute gibt es in der Welt durch die überall gleiche Technik, durch das weltweite Informationsnetz wie durch die Bündelung gemeinsamer Interessen neue Weisen der Einheit, die aber auch neue Gegensätze aufbrechen lassen und alten Gegensätzen neue Stoßkraft geben. Inmitten dieser Einheit von außen, vom Materiellen her brauchen wir um so mehr die Einheit von innen, die aus dem Frieden Gottes kommt – Einheit allerer, die durch Jesus Christus Geschwister geworden sind. Dies ist die bleibende Petrusendung, auch der besondere Auftrag an die Kirche von Rom.

Liebe Mitbrüder im Bischofsamt! Ich möchte mich jetzt an Euch wenden, die Ihr nach Rom gekommen seid, um das Pallium zu empfangen als Sinnbild Eurer Würde und Eurer Verantwortung als Erzbischöfe in der Kirche Jesu Christi. Das Pallium ist aus der Wolle von Schafen gewoben, die der Bischof von Rom jedes Jahr am Fest der Cathedra Petri segnet und damit sozusagen aussondert, daß sie Symbol werden für die Herde Christi, der Ihr vorsteht. Wenn wir das Pallium auf die Schultern nehmen, so erinnert uns dies an den Hirten, der das verlorene Schäflein, das allein den Weg nach Hause nicht mehr findet, auf die Schultern nimmt und es heim trägt. Die Kirchenväter haben in diesem Schäflein das Bild der ganzen Menschheit, der ganzen menschlichen Natur gesehen, die sich verlaufen hat und den Heimweg nicht findet. Der Hirte, der sie heim trägt, kann nur der Logos, das Ewige Wort Gottes selber sein. In der Menschwerdung hat er uns alle, das Schäflein Mensch, auf die Schultern genommen. Er, das Ewige Wort, der wahre Hirte der Menschheit trägt uns; in seiner Menschheit trägt er jeden einzelnen von uns auf seinen Schultern. Auf dem Weg des Kreuzes hat er uns heim getragen, trägt er uns heim. Aber er will Menschen, die mit ihm tragen. Hirte in der Kirche Jesu Christi sein bedeutet, an diesem Auftrag teilzunehmen, an den uns das Pallium erinnert. Wenn wir es tragen, fragt er uns: Trägst du die Meinen mit? Trägst du sie zu mir, zu Jesus Christus hin? Und dann kommt uns die Geschichte von der Sendung Petri durch den Auferstandenen in den Sinn. Der auferstandene Christus verknüpft untrennbar den Auftrag „Weide meine Schafe“ mit der Frage: Liebst du mich, liebst du mich mehr als diese? Jedesmal, wenn wir das Pallium des Hirten der Herde Christi anziehen, müßten wir diese Frage hören: Liebst du mich? und uns fragen lassen nach dem Plus, nach dem Mehr an Liebe, das er vom Hirten erwartet.

Das Pallium wird so zum Sinnbild unserer Liebe zum Hirten Christus und unseres Mitliebens mit ihm: Sinnbild der Berufung wie er und mit ihm die Menschen zu lieben, die Suchenden, die Fragenden, die Selbstsicheren und die

Demütigen, die Einfachen und die Großen; sie alle von Christus her und auf Christus hin zu lieben, daß sie für ihn und in ihm sich selber finden können. Aber das Pallium, das Ihr vom Grab des heiligen Petrus her empfangt, hat noch eine zweite Bedeutung, die mit der ersten unlöslich verknüpft ist. Sie zu verstehen, mag uns ein Wort aus dem Ersten Brief des heiligen Petrus helfen. In seiner Mahnung an die Presbyter, die Herde Gottes recht zu weiden, nennt er sich synpresbýteros – Con-Presbyter (5, 1). In dieser Formulierung ist im stillen das Prinzip der apostolischen Nachfolge ausgesagt: Die nachfolgenden Hirten sind Hirten wie er, sind es mit ihm, gehören dem in ihnen weitergehenden gemeinsamen Dienst der Hirten der Kirche Jesu Christi zu. Aber dieses „con“ hat noch zwei weitere Bedeutungen. Es drückt auch die Wirklichkeit aus, die wir heute mit dem Wort Kollegialität der Bischöfe benennen. Wir alle sind Con-Presbyter. Keiner ist Hirte allein. In der Nachfolge der Apostel stehen wir nur durch das Sein in der Gemeinsamkeit des Kollegiums, in dem sich das Kollegium der Apostel fortsetzt. Zum Hirtesein gehört das Miteinander, das Wir der Hirten, weil die Herde nur eine ist, die eine Kirche Jesu Christi. Und endlich verweist dieses „con“ auch auf die Gemeinschaft mit Petrus und seinem Nachfolger als Gewähr der Einheit. So spricht uns das Pallium über die Katholizität der Kirche, über das weltweite Miteinander von Hirt und Herde. Und es verweist uns auf die Apostolizität: auf die Gemeinschaft mit dem Glauben der Apostel, auf den die Kirche gegründet ist. Es spricht von der una catholica apostolica ecclesia und natürlich, indem es uns an Christus bindet, gerade auch davon, daß die Kirche sancta ist und daß unser Wirken Dienst an ihrer Heiligkeit ist.

Dies läßt mich am Schluß noch einmal auf den heiligen Paulus und seine Sendung zurückkommen. Er hat das Wesentliche seiner Sendung und auch den tiefsten Grund seiner Sehnsucht, nach Rom zu gehen, im 15. Kapitel des Römer-Briefes in einem einzigartig schönen Satz formuliert. Er weiß sich berufen, „als Liturge Jesu Christi für die Völker zu dienen, das Evangelium Gottes priesterlich zu verwalten, auf daß die Heidenvölker zu einer Opfergabe werden, die Gott gefällt, geheiligt im Heiligen Geist“ (15, 16). Nur in diesem Vers gebraucht Paulus das Wort »hierourgein« – priesterlich verwalten – zusammen mit »leitourgós« – Liturge: Er spricht von der kosmischen Liturgie, in der die Welt der Menschen selbst Anbetung Gottes, Opfer im Heiligen Geist werden soll. Dann ist die Welt an ihrem Ziel, dann ist sie heil, wenn sie als ganze Liturgie Gottes, in ihrem Sein Anbetung geworden ist. Dies ist das letzte Ziel der apostolischen Sendung des Paulus und unserer Sendung. In diesen Dienst ruft uns der Herr. Daß er uns helfe, ihn recht zu tun, wahre Liturgen Jesu Christi zu werden, darum beten wir in dieser Stunde. Amen.

* * *

Papst Benedikt XVI. verweist auf Beispiel der neuen seligen Hendrina Stenmanns (1852-1903)

Mitbegründerin der Steyler Missionarinnen in Tegeln selig gesprochen

ROM, 29. Juni 2008 - Papst Benedikt XVI. verwies beim Angelusgebet auf die Mitgründerin der Steyler Missionarinnen, Hendrina Stenmanns (1852-1903), hin. „Mutter Josefa“ ist ebenfalls am 29.06. im niederländischen Tegelen bei Steyl selig gesprochen worden.

Nach der Eucharistiefeier im Petersdom betete der Heilige Vater mit den Gläubigen noch den „Engel des Herrn“. Dabei erinnerte er in deutscher Sprache an den großen Moment der Kirchengeschichte, der an diesem Sonntag, dem Hochfest Peter und Paul, in den Niederlanden geschrieben wurde.

Der Papst erklärte: „Ganz herzlich heiße ich die Brüder und Schwestern aus den Ländern deutscher Sprache und aus den Niederlanden willkommen... Heute wird in Tegelen in den Niederlanden die Mitgründerin der Steyler Missionsschwestern Josefa Hendrina Stenmanns selig gesprochen. Das Beispiel dieser Seligen leite uns an, mit aller Kraft am Sendungsauftrag der Kirche mitzuwirken.“

An der Zeremonie in einem Freilichttheater in der Nähe des Klosters Steyl nahmen 5.000 Gläubige teil, berichtete der Orden. Hunderte Ordensschwestern aus 44 Ländern der Welt waren anwesend. Sie sangen und beteten in vielen Sprachen und waren in bunten Trachten gekleidet.

Der Präfekt der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse, Kardinal Jose Saraiva Martins, verlas ein Schreiben des Heiligen Vaters, durch das Ordensgründerin „Mutter Josefa“ ins Verzeichnis der Seligen aufgenommen wurde.

In einer Prozession mit indonesischen Tänzen brachten Frauen eine blumengeschmückte Reliquie der neuen Seligen zum Altar. Auf der Bühne wurde unter Applaus ein zwölf Quadratmeter großes Bild von ihr enthüllt.

Mit der Seligsprechung stellt die katholische Kirche fest, dass Stenmanns vorbildlich aus dem Glauben gelebt hat. Im Unterschied zu Heiligen werden Selige nicht weltweit, sondern in bestimmten Regionen verehrt, insbesondere in den Lebensräumen, wo die Ordensgemeinschaften wirken.

Das Fest von Mutter Josefa soll nach dem Schreiben von Papst Benedikt XVI. an ihrem Todestag, dem 20. Mai, gefeiert werden. Der Roermonder Bischof Frans Wiertz würdigte Stenmanns in seiner Predigt als „einfache Frau“, die für viele zum Vorbild im Glauben geworden sei und zahlreiche Schwestern bis heute inspiriere. „Die Liebe Gottes ist durch ihre Taten lebendig geworden.“

Heute sind rund 3.500 Missionsschwestern aus 44 Nationen in 44 Ländern aktiv. Sie bilden den weiblichen Zweig des vom heiligen Arnold Janssen 1875 ins Leben gerufenen Steyler Missionswerks. Der Männerorden umfasst 6.100 Brüder und Priester aus 70 Nationen und Ländern. Darüber hinaus gibt es weltweit 400 Steyler Anbetungsschwestern. Damit sind 10.000 Männer und Frauen der Steyler Ordensfamilie in allen Kontinenten im Dienst an ihren Mitmenschen tätig. * * *

Paulus-Jahr: Alle sind eingeladen, Missionare des Evangeliums zu sein

Benedikt XVI. erklärt zum Angelus den Sinn des Jubiläumsjahres zur 2000-Jahr-Feier der Geburt des Völkerapostels

ROM, 29. Juni 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

In diesem Jahr fällt das Fest der heiligen Apostel Petrus und Paulus auf einen Sonntag, so dass es die ganze Kirche und nicht nur die Kirche Roms feierlich begeht. Diese Fügung eignet sich auch dafür, ein außerordentliches Ereignis besonders hervorzuheben: das Paulus-Jahr, das ich gestern Abend am Grab des Völkerapostels offiziell eröffnet habe und das bis zum 29. Juni 2009 dauern wird.

Die Historiker setzen nämlich die Geburt des Saulus, der dann zum Paulus geworden ist, zwischen 7 und 10 nach Christus an. Daher wollte ich anlässlich des 2000-Jahr-Jubiläums ein besonderes Jubeljahr ausrufen, dessen Schwerpunkt natürlich Rom sein wird, insbesondere die Basilika Sankt Paul vor den Mauern und der Ort seines Martyriums bei den „Tre Fontane“. Es schließt die ganze Kirche ein, angefangen bei Tarsus, der Geburtsstadt des Paulus, und den anderen paulinischen Orten, die Ziele von Pilgerreisen in der heutigen Türkei sind, wie auch die Stätten im Heiligen Land und auf der Insel Malta, wo der Apostel nach einem Schiffbruch landete und den fruchtbaren Samen des Evangeliums pflanzte.

Ja, der Horizont des Paulus-Jahres muss universal sein, da der heilige Paulus der Apostel schlechthin von jenen gewesen ist, die in Bezug auf die Juden „die Fernstehenden“ waren und „durch das Blut Christi“ in die Nähe gekommen sind (vgl. Eph 2,13). Daher lädt das Jubiläum des Paulus auch heute, in einer viel „kleiner“ gewordenen Welt, wo aber sehr viele dem Herrn Jesus noch nicht begegnet sind, alle Christen dazu ein, Missionare des Evangeliums zu sein.

Diese missionarische Dimension muss immer von der Dimension der Einheit begleitet sein, die der heilige Petrus repräsentiert, der „Fels“, auf dem Jesus Christus seine Kirche errichtet hat. Wie die Liturgie hervorhebt, ergänzen sich die Charismen der beiden großen Apostel bei der Erbauung des einen Volkes Gottes, und die Christen können kein anerkanntes Zeugnis für Christus geben, wenn sie untereinander nicht eins sind.

Das Thema der Einheit ist heute durch den traditionellen Pallium-Ritus betont worden, das ich während der heiligen Messe den Metropolitanerzbischöfen überreicht habe, die während des letzten Jahres ernannt wurden. Es sind 40, und zwei weitere werden es an ihren Sitzen empfangen. Auch an sie ergeht neuerlich mein herzlicher Gruß. Sodann hat der Bischof von Rom am heutigen Hochfest die besondere Freude, den Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel in der teuren Person Seiner Heiligkeit Bartholomaios I. zu empfangen. Ich erneuere ihm gegenüber meinen brüderlichen Gruß, den ich auf die ganze von ihm angeführte Delegation der orthodoxen Kirche ausdehne.

Paulus-Jahr, Evangelisierung, Gemeinschaft der Kirche und volle Einheit unter allen Christen: Wir wollen jetzt für diese

großen Anliegen beten und sie der himmlischen Fürsprache der allerseligsten Jungfrau Maria, Mutter der Kirche und Königin der Apostel, anvertrauen.

* * *

Benedikt XVI. empfängt Metropolitan-Erzbischöfe

Die Liebe zu Christus, Ursprung der Sendung des Hirten

ROM, 30. Juni 2008 - Nach der feierlichen Liturgie zum Hochfest der heiligen Apostelfürsten Peter und Paul am Sonntag empfing Papst Benedikt am Montag Vormittag die 40 Metropolitan-Erzbischöfe, denen er das Pallium überreicht hatte.

In einer familiären Atmosphäre – die Erzbischöfe waren mit Angehörigen und Freunden in den Vatikan gekommen – konzentrierte sich der Heilige Vater in seiner mehrsprachigen Ansprache auf die Liebe zu Christus als die wahre Quelle des bischöflichen Dienstes. Darüber hinaus bekräftigte er von Neuem die große Bedeutung des soeben eröffneten Paulus-Jahres.

Das Jubiläumsjahr zur Feier der Geburt des Apostels Paulus vor 2000 Jahren solle den Glauben der Christen und ihre Bande mit der Kirche und deren Hirten stärken, erklärte der Bischof von Rom. Der Völkerapostel möge den Bischöfen beistehen, die ihnen anvertraute Gemeinde in der Einheit und im missionarischen Geist wachsen zu lassen, einträchtig im pastoralen Wirken und beseelt von apostolischem Elan.

Benedikt XVI. hob das Klima der Gemeinschaft hervor, das von jeher die Begegnung mit den neuen Erzbischöfen auszeichne. Der Papst verwies dabei darauf, dass das für die Kirche verwandte Bild des organischen Leibes eines der stärksten und charakteristischsten Elemente der Lehre des heiligen Paulus sei.

Die Sendung des Hirten entspringe der Liebe zu Christus. Es müsse immer daran gedacht werden, dass die Liebe zu Christus, der nichts vorgezogen werden dürfe, für jeden Hirten die Bedingung seines Dienstes sei. Dies solle „unsere Freude“ sein, so der Heilige Vater – auch wenn gerade hierin gewiss auch „unser Kreuz“ liege.

Der Heilige Vater begrüßte die Metropolitan-Erzbischöfe in ihren jeweiligen Sprachen. Zu seinen deutschsprachigen Gästen sagte der Papst:

„Ein frohes ‚Grüß Gott‘ sage ich allen, die aus meiner Heimatdiözese München und Freising gekommen sind, um den neuen Erzbischof Reinhard Marx zum Empfang des Palliums nach Rom zu begleiten. Und ebenso herzlich begrüße ich auch die Gäste von Erzbischof Willem Jacobus Eijk aus Utrecht.

Euren Oberhirten habe ich gestern dieses Pallium aufgelegt, das uns auf den Guten Hirten hinweist, der das verlorene Schaf auf den Schultern trägt und sein Leben gibt für seine Herde. Der Herr hat die Apostel zur Nachfolge in der Liebe berufen. Dreimal fragt der auferstandene Christus den Petrus, ob er ihn liebe. Und dreimal wiederholt er an ihn den Auftrag, die Schafe des Herrn zu weiden.

So sollen auch heute die Hirten von dem Willen durchdrungen sein, die Einheit mit dem Herrn und mit der Herde zu bewahren. Euch lade ich ein, den Dienst eurer Erzbischöfe in Eintracht und mit eurem Gebet zu unterstützen. Der treue Gott sei euch nahe mit seiner Gnade!“

Das Pallium, das der Papst jedes Jahr am Hochfest Peter und Paul den neu ernannten Metropolitan-Erzbischöfen auflegt, ist nach Worten Benedikts XVI. Zeichen des „Joches Christi“ und verdeutlicht die Arbeit des Hirten. Es stellt das „verirrte Lamm oder auch das kranke und schwache Lamm“ dar, „das der Hirt auf seine Schultern nimmt und zu den Wassern des Lebens trägt“. Das Pallium „sagt uns zuallererst, dass wir alle von Christus getragen werden. Aber er fordert uns zugleich auf, einander zu tragen. So wird das Pallium zum Sinnbild für die Sendung des Hirten“ (vgl. Predigt zur Amtsübernahme am 24. Mai 2005).

Während der gestrigen Eucharistiefeier im Petersdom kam der Heilige Vater neuerlich darauf zu sprechen, als er den Hirten erklärte, dass das Pallium zum einen „Sinnbild unserer Liebe zum Hirten Christus und unseres Mitliebens mit ihm“ sei, zum anderen aber auch Ausdruck des Prinzips der apostolischen Nachfolge und der Kollegialität der Bischöfe sowie der Gemeinschaft mit Petrus und seinem Nachfolger als Gewähr der Einheit. Und Benedikt XVI. fügte hinzu: „So spricht uns das Pallium über die Katholizität der Kirche, über das weltweite Miteinander von Hirt und Herde. Und es verweist uns auf die Apostolizität: auf die Gemeinschaft mit dem Glauben der Apostel, auf den die Kirche gegründet ist. Es spricht von der una catholica apostolica ecclesia und natürlich, indem es uns an Christus bindet, gerade auch davon, dass die Kirche sancta ist und dass unser Wirken Dienst an ihrer Heiligkeit ist.“

* * *

Päpstliche Missionsgebetsmeinung für Juli gilt den Jugendlichen des Glaubensfestes in Sydney

Das Feuer der göttlichen Liebe soll junge Menschen zu Boten der Hoffnung machen

ROM, 30. Juni 2008 - Papst Benedikt XVI. betet im Monat Juli darum, „dass der Weltjugendtag in Sydney in Australien unter den Jugendlichen das Feuer der göttlichen Liebe entfacht und sie zu Boten der Hoffnung auf eine neue Menschlichkeit macht“.

Mit dieser missionarischen Gebetsmeinung ist die allgemeine Gebetsmeinung des Heiligen Vaters für den Monat Juli eng verbunden. Sie lautet: „Wir beten darum, dass die Zahl derer wächst, die als freiwillige Helfer in der christlichen Gemeinschaft mit Hochherzigkeit und Bereitschaft ihren Dienst leisten.“

In seiner Betrachtung der Missionsgebetsmeinung des Bischofs von Rom blickt der Päpstliche Fidesdienst auf die Ursprünge der Weltjugendtage zurück. „Zweifelsohne verdanken wir es einer göttlichen Eingebung, dass Johannes Paul II. 1985 die Weltjugendtage einführte“, wird betont. „Seit seinen ersten Jahren als Priester war es ihm ein Herzensanliegen, den Jugendlichen nahe zu sein und sie zu Jesus Christus hinzuführen. In seinem Apostolischen Schreiben an die Jugendlichen zum Internationalen Jahr der

Jugend 1985 erklärte er: ‚Ihr seid die Hoffnung, denn ihr seid die Zukunft und die Zukunft gehört euch‘ (Dilecti Amici 1)“.

„Durch den persönlichen Kontakt zur Eucharistie wird in den Herzen der Jugendliche das Feuer der Liebe entflammt werden, das Feuer des Geistes, das Christus auf die Welt gebracht hat. Die eucharistische Erfahrung wird Quelle des Wandels für jeden Jugendlichen und für die ganze Gesellschaft sein. Zu den Jugendlichen, die sich zum Gottesdienst im August 2005 auf dem Marienfeld versammelt hatten, sagte Benedikt XVI.: ‚Indem er Brot zu seinem Leib und Wein zu seinem Blut macht und austeilte, nimmt er seinen Tod vorweg, nimmt er ihn von innen her an und verwandelt ihn in eine Tat der Liebe. Was von außen her brutale Gewalt ist – die Kreuzigung –, wird von innen her ein Akt der Liebe, die sich selber schenkt, ganz und gar. Dies ist die eigentliche Wandlung, die im Abendmahlssaal geschah und die dazu bestimmt war, einen Prozeß der Verwandlungen in Gang zu bringen, dessen letztes Ziel die Verwandlung der Welt dahin ist, dass Gott alles in allem sei (vgl. 1 Kor 15,28). Alle Menschen warten immer schon irgendwie in ihrem Herzen auf eine Veränderung und Verwandlung der Welt‘ (Papst Benedikt XVI., Predigt am 21. August 2005 in Köln).

Wer Christus wirklich begegnet ist, kann aber die Freude darüber nicht für sich selbst behalten. Wir leben in einer Gesellschaft, in der wir das Paradox der ‚Gottvergessenheit‘ erleben und gleichsam die Suche nach einer Religiosität, die den Menschen von einem konsumorientierten Materialismus befreit, der ihn erdrückt. Junge Menschen sollten ein Kanal der Hoffnung für ihre Zeitgenossen sein. Dazu müssen sie den eigenen Glauben kennen, damit sie in der Lage sind, ‚jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt‘ (1 Petr 3,15).

Es reicht jedoch nicht die Begegnung mit Christus auf ‚sentimentaler‘ Ebene. Es ist vielmehr eine Erfahrung nötig, die das ganze Leben umfasst, ein Leben als Zeugen des lebendigen Gottes, als Zeugen eines Glaubens, den sie berufen sind in ihrem Leben umzusetzen, damit sie ihre Altersgenossen zu Jesus Christus hinführen können: ‚Helft den Menschen, den wirklichen Stern zu entdecken, der uns den Weg zeigt: Jesus Christus.‘ (Papst Benedikt XVI., Predigt am 21. August 2005 in Köln).

Wenn ein Kohlestück allein glüht, dann erlischt es langsam. Deshalb ist es notwendig, den Glauben in der Gemeinschaft zu leben, denn die Kirche ist Gemeinschaft und Vereinigung nach dem Vorbild der Dreifaltigkeit. Pfarreien und neue Bewegungen sind deshalb ein Umfeld, die das Erfahren der Kirche als Familie, als Gemeinschaft mit Gott, als ‚ein Leib‘ erleichtert. Wir müssen nach Weggefährten suchen, damit wir unseren Glauben erleben können.

Deshalb bitten wir zusammen mit dem Heiligen Vater, dass die Jugendlichen lebendige und missionarische Kirche sein mögen und Sauerteig der Erneuerung in ihren Ortskirchen und Heimatgemeinden.“

* * *

Von Paulus den Glauben, Christus und schließlich die Straße des rechten Lebens lernen

Erste Katechese über den Völkerapostel im Paulusjahr

ROM, 2. Juli 2008 - Mit der heutigen Mittwochskatechese eröffnete Papst Benedikt XVI. einen neuen Zyklus von Katechesen, die dem heiligen Paulus gewidmet sind.

Während des gesamten Jubiläumsjahres zur Geburt des Völkerapostels vor 2000 Jahren, das bis zum 29. Juni 2009 dauern wird, will der Heilige Vater den Gläubigen in den Mittwochsbegegnungen die große Gestalt des Apostelfürsten näher bringen. Der Papst nahm heute einige Aspekte des soziokulturellen Umfeldes der Zeit des Paulus und des entstehenden Christentums in den Blick.

Liebe Brüder und Schwestern!

Ich möchte heute einen neuen Zyklus von Katechesen beginnen, die dem großen heiligen Apostel Paulus gewidmet sind. Ihm ist, wie ihr wisst, dieses Jahr geweiht, das vom Hochfest der Heiligen Petrus und Paulus des 29. Juni 2008 bis zum selben Festtag des Jahres 2009 dauert.

Der Apostel Paulus, eine herausragende und nahezu unnachahmliche, dennoch aber anregende Gestalt, steht als Vorbild der vollkommenen Hingabe an den Herrn und seine Kirche vor uns, und darüber hinaus als Gestalt einer großen Öffnung hin zur Menschheit und ihrer Kulturen. Es ist also richtig, dass wir ihm einen besonderen Platz einräumen, nicht nur in unserer Verehrung, sondern auch in der Anstrengung, das zu verstehen, was er auch uns, den Christen von heute, zu sagen hat.

In dieser unserer ersten Begegnung wollen wir uns damit beschäftigen, die Umwelt zu betrachten, in der er lebte und wirkte. Ein derartiges Thema führt uns scheinbar weit weg von unserer Zeit, da wir uns in die Welt von vor 2000 Jahren einfügen müssen. Und dennoch ist dies nur dem Anschein nach und nur zum Teil so, da wir feststellen können werden, dass der soziokulturelle Kontext von heute sich unter mancherlei Gesichtspunkten nicht sehr von dem damaligen unterscheidet.

Ein primärer und fundamentaler Faktor, den man sich zu vergegenwärtigen hat, besteht im Verhältnis zwischen der Umwelt, in der Paulus geboren wird und sich entwickelt, und dem globalen Kontext, in den er sich in der Folge einfügt. Er kommt aus einer genau definierten und umschriebenen Kultur, die gewiss eine Minderheitenkultur war, eben jene des Volkes Israels und seiner Tradition. In der Welt der Antike und in bezeichnender Weise innerhalb der Römischen Reiches machten die Juden, wie uns die Gelehrten des Faches lehren, wohl ungefähr 10 Prozent der Gesamtbevölkerung aus; hier in Rom dann war ihr Prozentsatz um die Mitte des 1. Jahrhunderts noch geringer und belief sich auf maximal 3 Prozent der Stadtbewohner.

Wie das auch heute noch der Fall ist, unterschieden sich ihr Glaube und Lebensstil eindeutig vom restlichen Umfeld. Und dies konnte zwei Folgen haben: entweder die Verhöhnung, die zu Intoleranz führen konnte, oder die Bewunderung, die in verschiedenen Formen von Sympathie zum Ausdruck kam, wie im Fall der „Gottesfürchtigen“ oder

der „Proselyten“ – Heiden, sie sich der Synagoge anschlossen und den Glauben an den Gott Israels teilten.

Als konkretes Beispiel dieser zweifachen Haltung können wir einerseits das scharfe Urteil eines Redners wie Cicero zitieren, der ihre Religion und sogar die Stadt Jerusalem verachtete (vgl. Flaccus, 66-69), andererseits die Haltung der Frau des Nero, Poppea, deren Flavius Josephus als einer „Sympathisantin“ der Juden gedenkt (vgl. Jüdische Altertümer 20, 195.252; Aus meinem Leben 16), um nicht davon zu sprechen, dass auch Julius Cäsar ihnen offiziell besondere Rechte zuerkannte, die uns von dem schon erwähnten Historiker Flavius Josephus überliefert sind (vgl. ebd. 14,200-216). Sicher ist, dass die Zahl der Juden, wie dies im übrigen heute noch der Fall ist, außerhalb Israels bedeutend größer war, das heißt in der Diaspora, als innerhalb des Territoriums, das die anderen „Palästina“ nannten.

Es verwundert also nicht, dass Paulus selbst Gegenstand der zweifachen und gegensätzlichen Bewertung gewesen ist, von der ich gesprochen habe. Eines ist gewiss: Die Besonderheit der jüdischen Kultur und Religion fand ohne Schwierigkeiten einen Platz innerhalb einer alles durchdringenden Institution, wie sie das Römische Reich war. Schwieriger und härter war die Stellung der Gruppe jener, egal ob Juden oder Heiden, die im Glauben der Person Jesus von Nazareth folgen werden, insofern sie sich sowohl vom Judentum als auch vom vorherrschenden Heidentum unterscheiden werden.

Aber wie dem auch sei: Zwei Elemente begünstigten den Einsatz des Paulus. Der erste war die griechische oder besser gesagt hellenistische Kultur, die nach Alexander dem Großen zum gemeinsamen Erbe wenigstens des östlichen Mittelmeerraums und des Mittleren Ostens geworden war, auch wenn sie dabei viele Elemente der Kulturen von traditionell als Barbaren beurteilten Völkern in sich aufnahm. Ein Schriftsteller der damaligen Zeit sagt diesbezüglich, dass Alexander „befahl, dass alle die gesamte Oikoumene (die bewohnte Welt) als ihr Vaterland ansähen... und dass es keinen Unterschied mehr gebe zwischen einem Griechen und einem Barbaren“ (Plutarch, De Alexandri Magni fortuna aut virtute, §§ 6.8). Das zweite Element bestand in der politisch-administrativen Struktur des Römischen Reiches, die von Britannien bis nach Nordägypten Frieden und Stabilität gewährleistete und dabei ein Territorium von bisher nie gesehenen Ausmaßen vereinte. In diesem Raum konnte man sich mit ausreichender Freiheit und Sicherheit bewegen sowie auch ein außerordentliches Straßensystem nutzen und an jedem Ankunftsort kulturelle Grundcharakteristiken vorfinden, die – ohne den örtlichen Werten zum Schaden zu gereichen – ein gemeinsames, vereinigendes Gewebe super partes darstellten, so dass der jüdische Philosoph Philon von Alexandria, ein Zeitgenosse des Paulus, den Kaiser Augustus loben konnte, da er „alle wilden Völker in Einklang gebracht ... und sich zum Hüter des Friedens gemacht hat“ (Legatio ad Caium, §§ 146-147).

Die universalistische Sicht, die für die Person des hl. Paulus – wenigstens für den christlichen Paulus nach dem Geschehen auf dem Weg nach Damaskus – typisch ist, verdankt ihren Grundantrieb gewiss dem Glauben an Jesus

Christus, insofern die Gestalt des Auferstandenen nunmehr jenseits jeglicher partikularistischen Enge steht; in der Tat: für den Apostel „gibt [es] nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“ (Gal 3,28). Dennoch muss die historisch-kulturelle Situation seiner Zeit und seiner Umwelt sehr wohl einen Einfluss auf seine Entscheidungen und seinen Einsatz gehabt haben. Jemand hat Paulus als „Mann dreier Kulturen“ bezeichnet, wobei er seiner jüdischen Herkunft, der griechischen Sprache und seines Vorrechts als „civis Romanus“ Rechnung trug, wie auch sein Name lateinischen Ursprungs bezeugt. Es ist insbesondere die stoische Philosophie in Erinnerung zu rufen, die zur Zeit des Paulus führend war und auch, wengleich am Rand, einen Einfluss auf das Christentum hatte. Diesbezüglich dürfen einige Namen von stoischen Philosophen wie der der Begründer Zenon und Kleanthes nicht verschwiegen werden, ebenso wenig wie jene, die zeitlich näher an Paulus lagen: Seneca, Musonius und Epiktet. In ihnen finden sich sehr hohe Werte der Menschlichkeit und Weisheit, die natürlich innerhalb des Christentums aufgenommen werden. Wie ein Fachgelehrter ausgezeichnet schreibt: „Die Stoa... verkündete ein neues Ideal, das dem Menschen wohl Pflichten gegenüber seinen Mitmenschen auferlegte, ihn aber gleichzeitig von allen körperlichen und nationalen Banden befreite und aus ihm ein rein geistliches Wesen machte“ (Max Pohlenz, Die Stoa. Geschichte einer geistigen Bewegung, 2 Bde. 4. Auflage. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1970). Man denke zum Beispiel an die Lehre vom Universum, das als ein einziger großer harmonischer Leib gedacht wird, und folglich an die Lehre von der Gleichheit aller Menschen ohne soziale Unterschiede, an die wenigstens prinzipielle Gleichstellung zwischen Mann und Frau, und dann an das Ideal der Genügsamkeit, des rechten Maßes und der Selbstbeherrschung, um jegliche Ausschweifung zu vermeiden. Wenn Paulus an die Philipper schreibt: „Was immer wahrhaft, edel, recht, was lauter, liebenswert, ansprechend ist, was Tugend heißt und lobenswert ist, darauf seid bedacht!“ (Phil 4,8), so tut er nichts anderes, als eine eindeutig humanistische Konzeption aufzunehmen, die jener philosophischen Weisheit eignet.

Zur Zeit des hl. Paulus vollzog sich auch eine Krise der traditionellen Religion, wenigstens in ihren mythologischen und auch bürgerlichen Aspekten. Nachdem Lukrez schon ein Jahrhundert zuvor polemisch gesagt hatte, dass „die Religion zu vielen Übeln geführt hat“ (De rerum natura, 1,101), lehrte ein Philosoph wie Seneca, indem er weit über jeden äußerlichen Ritualismus hinausging: „Gott ist dir nahe, er ist mit dir, er ist in dir“ (Briefe an Lucilius, 41,1). Als sich Paulus in entsprechender Weise an eine Zuhörerschaft von stoischen und epikureischen Philosophen wendet, sagt er wörtlich: „Gott, der die Welt erschaffen hat und alles in ihr, er, der Herr über Himmel und Erde, wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhand gemacht sind... Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“ (Apg 17, 24,28). Damit lässt er gewiss den jüdischen Glauben an einen Gott anklingen, der nicht in anthropomorphen Begriffen dargestellt werden kann, aber er versetzte sich auch auf eine religiöse Wellenlänge, die seine Zuhörer wohl kannten. Darüber hinaus müssen wir in Betracht ziehen, dass viele heidnische Kulte von den offiziellen Tempeln der Stadt absahen und an privaten Orten vollzogen wurden, die die

Initiation der Adepten begünstigten. Es bildete somit keinen Anlass zu Verwunderung, dass auch die christlichen Versammlungen (die ekklesíai), wie dies vor allem die Paulusbriefe bezeugen, in Privathäusern stattfanden. Wir müssen darüber hinaus der Tatsache Rechnung tragen, dass viele heidnische Kulte von den offiziellen Tempeln absahen. Zu jener Zeit gab es im übrigen noch kein öffentliches Gebäude. Somit mussten die christlichen Versammlungen den Zeitgenossen als eine einfache Variante dieser ihrer innersten religiösen Praxis erscheinen. Wie dem auch sei, die Unterschiede zwischen den heidnischen Kulturen und dem christlichen Kult sind nicht von geringem Gewicht und betreffen sowohl das Identitätsbewusstsein der Teilnehmer als auch die gemeinsame Teilnahme von Männern und Frauen, die Feier der „Herrenmahles“ und die Lesung der Heiligen Schrift.

Aus diesem schnellen Blick auf das kulturelle Umfeld des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeit geht abschließend klar hervor, dass es unmöglich ist, den hl. Paulus angemessen zu verstehen, ohne ihn vor den sowohl jüdischen als auch heidnischen Hintergrund seiner Zeit zu setzen. Auf diese Weise nimmt seine Gestalt an historischer und idealer Dichte zu und offenbart in einer gemeinsamen Teilhabe und Originalität angesichts des Umfeldes. Dies aber gilt ähnlich auch für das Christentum im Allgemeinen, dessen erstrangiges Paradigma eben der hl. Paulus ist, von dem wir alle noch immer sehr viel zu lernen haben. Dies ist der Zweck des Paulusjahres: vom hl. Paulus lernen, den Glauben lernen, Christus lernen, schließlich: die Straße des rechten Lebens lernen.

[Für die deutsche Zusammenfassung der Katechese bediente sich der Heilige Vater des folgenden Manuskriptes:]

Liebe Brüder und Schwestern!

Heute beginnen wir einen neuen Zyklus von Katechesen über den hl. Apostel Paulus. Wie ihr wisst, haben wir vor wenigen Tagen mit dem Hochfest der heiligen Petrus und Paulus das Paulusjahr eröffnet, das dem Völkerapostel gewidmet ist und bis zum 29. Juni 2009 dauert. In dieser Zeit wollen wir Paulus nicht nur als eine herausragende und geradezu einzigartige Heiligengestalt verehren, sondern uns auch um ein tieferes Verständnis seiner Lehre bemühen. Mit diesem Ziel werfen wir heute einen Blick auf sein religiöses und kulturelles Umfeld. Paulus wird treffend als „ein Mann dreier Kulturen“ bezeichnet: der jüdischen aufgrund seiner Religion, der griechisch-hellenistischen im Hinblick auf die Sprache und das philosophische Gedankengut und schließlich der römischen als Bürger des Römischen Reiches mit den dazugehörigen Rechten. Diese Faktoren hatten einen nicht unbedeutenden Einfluss auf das Denken und Wirken des hl. Paulus, auch nach der radikalen Wende, die sein Leben durch die Begegnung mit Christus erfahren hat. Als Angehöriger einer kleinen Minderheit wurde er sowohl mit Geringschätzung als auch mit neugierigem Interesse bedacht. Zugleich eröffneten ihm die verbreitete hellenistische Kultur sowie die gute Infrastruktur des Römischen Reiches den Zugang zu den Menschen im gesamten Mittelmeerraum. Auch die authentischen Ideale verschiedener philosophischer Strömungen und die Krise

der heidnischen Kulte hatten gewissermaßen den Boden für die christliche Mission bereitet.

[Die deutschsprachigen Pilger grüßte der Heilige Vater mit den folgenden Worten:]

Einen frohen Gruß richte ich an alle Pilger und Besucher aus dem deutschen Sprachraum. Besonders begrüße ich heute den Dresdner Kapellknabenchor, die Studentenverbindungen aus Wien sowie die vielen Jugendlichen. Der Apostel Paulus ist ein leuchtendes Beispiel der Liebe zu Christus und seiner Kirche. Das Paulusjahr sporne uns an, ihn darin nachzuahmen und unseren Mitmenschen das Evangelium zu verkünden. Dabei begleite euch der Segen des Allmächtigen Gottes!

* * *

Papst Benedikt XVI. beglückwünscht Gemeinschaft Cenacolo zum 25. Jahrestag ihrer Gründung

Schwester Elvira baute 50 Niederlassungen zur Heilung von Drogenabhängigen auf

ROM, 2. Juli 2008 - Die Gemeinschaft Cenacolo feierte ihren 25. Geburtstag zusammen mit Benedikt XVI. in Rom. Nachdem der Papst Mittwoch, wie gewöhnlich seine Katechese gehalten hatte, begrüßte er in der Audienzhalle Pauls VI. einige anwesende Pilgergruppen besonders herzlich, unter anderem auch an die Vertreter der Gemeinschaft Cenacolo.

„Ich begrüße die Gemeinschaft Cenacolo zum 25. Jahrestag ihrer Gründung, und ich wünsche ihr, dass sie weiterhin für so viele junge Menschen eine Familie sei, in der sie Christus begegnen dürfen und durch die in ihnen wieder Hoffnung und Liebe geboren werden“, so der Heilige Vater.

Die Gemeinschaft Cenacolo blickt seit ihrer Gründung im Jahre 1983 durch eine italienische Ordensschwester namens Schwester Elvira Petrozzi auf eine reiche Erfahrung im Umgang mit Drogensüchtigen und Menschen zurück, die sich schwer tun im Leben und keine Orientierung finden.

Heute nimmt sich die Gemeinschaft in über 50 Niederlassungen in vielen Ländern der Welt auch der Straßenkinder an. In der Gemeinschaft gibt es Alleinstehende, Familien, Priester und gottgeweihte Brüder und Schwestern. Die Gemeinschaft Cenacolo ist als öffentliche Vereinigung von Gläubigen kirchlich anerkannt.

In Österreich gibt es verschiedene Niederlassungen von „Cenacolo“, unter anderem auch im Burgenland; ein Haus in Deutschland ist in Planung.

Die Gründerin Schwester Elvira Petrozzi schilderte beim ersten Internationalen Kongress über die Barmherzigkeit im April in Rom in San Giovanni die Laterano ihre Therapieansätze zur Rehabilitierung von Drogenabhängigen.

Die Gemeinschaft „Cenacolo“ führt inzwischen in 30 Ländern Therapieheime für Drogenabhängige. Das Ziel von „Cenacolo“ bestehe darin, Jugendlichen, die Unglück, Enttäuschung und Wut in ihrem Leben erfahren hätten, endlich die „Wünsche der Seele“ zu erfüllen, berichtete Schwester Elvira bei der letzten Stadtmission. Immer wieder

zeige sich, dass Drogenabhängigen, denen es „an nichts fehlt“, das Materielle alleine nicht genügt, um die Seele zufrieden zu stellen. Die Arbeit von „Cenacolo“ beziehe daher die Familien der Jugendlichen mit ein, die sich nicht „mit Geld für die Therapie“ frei kaufen könnten, weil kein Geld genommen werde. Es gehe dabei nicht darum, über Familien „zu richten“, im Gegenteil: Die Kinder gehörten zu ihrer Familie wie die Äste zum Baum. Um sie zu heilen, müsse man „die Wurzeln des Baumes gesund machen“.

Es gelte, auch in den Schwachen und Drogenkranken das „Antlitz Christi“ zu sehen, betonte Schwester Elvira.

Bei der „Cenacolo“-Therapie gebe es nach dem Aufstehen in der Früh (zwischen 5.00 und 6.00 Uhr) keinen Kaffee und keine Zigaretten, berichtete die Ordensfrau. Die einzige erlaubte „Ersatzdroge“ sei die Zuwendung des zugeteilten Begleiters, der als „Schutzengel“ für den Neuankömmling tätig sei. Eine der ersten Aktivitäten in der Früh sei der gemeinsame Gang in die Kapelle, wo die Schwestern mit den Jugendlichen beten.

An der Weltbischofssynode über die Eucharistie vom 2. bis 3. Oktober 2005 nahm Schwester Elvira Petrozzi neben zahlreichen Kardinälen und Bischöfen als Gründerin von neuen geistlichen Bewegungen aus aller Welt als Auditorin teil. Dort konnte sie vor über 250 Bischöfen über ihr Projekt der Heilung von Drogenkranken sprechen (Vgl. ZENIT vom 27. September 2005).

Heute gibt es 45 Häuser der Gemeinschaft weltweit; allein in Brasilien sind es drei, genauso wie in Medjugorje, wo die Jugendlichen „kräftiger und tiefer beten“. Wie spielt sich da das Leben ab? Wer heilt dort und wie?

„All diese Fragen kann ich hier nur kurz beantworten. Wer in die Gemeinschaft kommen will, wird zunächst klar vorinformiert und dann zum Nachdenken nach Hause geschickt. Er hört, dass es keine Zigaretten, keinen Alkohol, kein Geld, keine laute Musik, kein Fernsehen, keine Zeitungen, zunächst auch keine Elternbesuche und keine Medikamente gibt, ja nicht einmal Psychologen zur Betreuung. All das hatten die Jugendlichen bis dahin, haben aber die Drogen vorgezogen. Nun nehmen wir das weg und sehen, was bleibt“, so Schwester Elvira.

Die Gemeinschaft betreut gegenwärtig rund 1.300 Drogenkranke. Um die 400 junge Menschen sind bereits geheilt worden. Im Schnitt bleiben mehr als 80 Prozent auch nach ihrem Weggang geheilt.